

Literatur des Auslandes.

N^o 49.

Berlin, Montag den 24. April

1837.

Frankreich.

Paul de Kock's schriftstellerischer Ruf in England.*)

Der fruchtbare und außerordentliche Dichter, dessen Namen wir in der Ueberschrift genannt haben, hat sich seit langer Zeit der fast beispiellosen Gunst der Romanleser in Frankreich zu erfreuen. Allein, theils wegen seiner systematischen Verachtung jener krankhaften Uebertreibungen, jenes ausschweifenden Mysticismus der Leute beiderlei Geschlechts, die sich in dem Vorgeben, neue Schulen gegründet zu haben, gefallen, theils wegen seiner Fernhaltung von jener sublimen Ziererei, durch welche man die niedrigsten Grundsätze unter dem Scheine tiefer Gedanken einschwärtzt, hat er sich die liebevolle Theilnahme der sogenannten romantischen Koterieen total verschertzt, und diese schließen von ihren Salons das Lob eines Mannes aus, welcher der nationalste aller Schriftsteller ist, dessen Werke bei dem Nähermädchen im obersten Stockwerke sowohl, als beim Schuhmacher in seiner unterirdischen Wohnung gefunden werden. Diese Volkserblichkeit aber ist's gerade, welche leicht Herren und Damen in Harnisch bringt, die einen feineren Geschmack als viele Andere zu haben affectiren. Sie klagen ihn an, er sey der Liebling der Grifetten, und spötteln vornehm über die Derbheit seiner Schilderungen, die ganz der Grobheit seines Publikums angemessen sey. Ein Engländer, der früher eine fashionable Französische Beurtheilung Paul de Kock's gelesen hat und nun einen dieser Romane liest, um sich eine eigene Meinung über die Verdienste und Mängel des Verfassers zu bilden, wird erstaunen über die vielen Andern der schönsten und großartigsten Gesinnung, die sich durch eine Keppigkeit von Humor schlängeln, der oft zwar die Gesetze der kalten Sittlichkeit verlegt, aber im Ganzen durch seine außerordentliche Fülle von Vertraulichkeit hinreißt. Wir stehen nicht an, zu sagen, daß vielleicht noch nie ein Schriftsteller den Schöpfer des „Bon onlant“ und des „Frère Jacques“ in der lebhaften, durchbohrenden, tragischen Kraft, die ihre Elemente in den alltäglichen Leidenschaften des gewöhnlichen Lebens sammelt, übertroffen hat.

Man hat das Talent Paul de Kock's sehr herabgewürdigt, indem man ihm nur eine Aufzeichnung in der rohen Farce und der humoristischen Karrikatur zuerkennen wollte; aber er gleicht Hogarth in der feinen und tiefen Kunst, das Lächerliche mit dem Schrecklichen zu verbinden. In den Details seiner männlich-kernigen Gemälde erscheint er als der Schalk, der über die Thorheiten des schwachen Menschengeschlechts lacht, und doch ist die Composition, in ihrem ganzen Zusammenhang betrachtet, oft eine schreckenerregende, schaudereinschüßende Darstellung der Folgen des Lasters. Bei solcher gewaltigen Eigenschaft müssen wir zweifeln, ob Frankreich unter seinen Dichtern je einen tüchtigeren Sittenlehrer gehabt hätte, als de Kock, hätte er nicht Einen verderblichen Fehler, welcher viele seiner ausdrucksvollsten Werke entstellt und den tolerantesten Anstand, gerade wenn er sich am sichersten glaubt, überfällt und verlegt. Sittenprediger in allem Anderen, Sittenprediger mit der anschaulichsten Allgewalt der Wahrheit, verwirrt er seinen edelsten Lohn in dieser Eigenschaft durch unseiner Züge unbewachte Au-gelassenheit, sobald ihm fernale Beziehungen willkommenen Anlaß bieten. Wir bedenken sehr wohl, daß ein Französischer Schriftsteller im Punkte der sozialen Ethik der nüchternen Tugendpredigt eines Englischen Kritikers wenig Aufmerksamkeit schenkt, daß er sich oft gar nichts daraus macht, sondern sich viel darüber mokirt. Wir sind ihm heute Scheinheilige, morgen altfluge Sprödetbauer, übermorgen verschrobene Donquixote einer unnatürlichen und anmaßenden Verschämtheit, und wer weiß, was noch Alles. Wir wollen eingestehen, daß bei uns die Lehre von der Sittlichkeit oft auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander beschränkt ist; wir geben zu, daß in England oder nach Englischen Grundsätzen eine Person für moralisch oder unmoralisch erklärt wird, je nachdem sie dieses Dogma in unserem ethischen Glauben geachtet oder verlegt hat, nicht nach den zahllosen Bedingungen und anderen durch Uebereinstimmung gegründeten Ansichten des civilisirten Lebens; aber trotz dieser Zugeständnisse haben wir doch Mühe, zu begreifen, wie sich ein Schriftsteller in der Hintansetzung des Decorums so vergessen darf, bloß deshalb, weil das Decorum nicht überall an der Spitze der sittlichen Pflichten steht, und vor Allem, wie

*) Die Betrachtungen der Edinburgh Review, die wir hier mittheilen, gewahren das eigenthümliche Interesse, daß sie den Französischen Polygraphen von einer ganz anderen Seite darstellen, als wir ihn auch in Deutschland zu beurtheilen pflegen. Gerade Paul de Kock findet Gnade in England, während viele seiner genialsten Nebenbuhler, namentlich aber Victor Hugo und George Sand, mit der schonungslosesten Strenge verurtheilt werden.

Leute, die vorgeben, uns glücklicher oder besser machen zu wollen, so alle Schranken überschreiten, die im wirklichen Leben nicht ungestraft, wenigstens vom weiblichen Geschlecht nicht, überschritten werden dürfen. Paul de Kock's Worte sind anstößig; aber wir müssen ihn noch mehr wegen der Leichtfertigkeit in der Behandlung des Gegenstandes als wegen der Worte tadeln. Derbheit des Ausdrucks kann noch mit der Reinheit der Idee verträglich seyn, unser Geschmack kann auch oft beleidigt werden, ohne daß dadurch der zartfühlenden Seele zu nahe getreten wird; aber man muß mit aller Kraft das verdammen, was von keiner gesunden Logik gebilligt werden kann — die Leichtfertigkeit, mit der die Tugend des Weibes für Kleinigkeit gehalten wird.

In einer seiner Vorreden sagt de Kock, sich verteidigend, daß seine humoristischen und stießenden Zeichnungen der menschlichen Leidenschaften weit weniger schädlich seyen, als die überfeinen Sophistereien und die ausgeartete Beredsamkeit vieler seiner Zeitgenossen. Wenn ein Mann von de Kock's Genie und von solchem allgemeinen Mitgefühl für Alles, was edel und gut ist, sich mit solchen armseligen Entschuldigungen beruhigen kann, so wäre es allerdings unrecht, seine Ruhe hierin stören zu wollen. Doch glauben wir, er habe noch einen edleren Ehrgeiz, als sich den genannten Vorzug vor seinen Landsleuten und Zeitgenossen zu bewahren.

Um diese wenigen Bemerkungen über die Charakteristik eines der fruchtbarsten Dichter unserer Zeit durch Stellen aus seinen Schriften zu belegen, wählen wir Frère Jacques, bemerken aber zuerst, daß ein guter und in der Auswahl geschmackvoller und sorgfältiger Uebersetzer dem nicht-Französischen Leser mit den Dichtungen de Kock's sowohl ungewöhnliche Unterhaltung, als tiefe Belehrung in der Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften verschaffen würde.*)

(Schluß folgt.)

Syrien.

Ein Französischer Königssohn in Jerusalem.

(Schluß.)

Wir verfügten uns nun aus der Omars-Moschee nach ihrer Succursale, der Moschee ul Afsah, die aber weder so alt, noch so heilig ist als jene. Sie steht etwa hundert Schritte von der Haupt-Moschee entfernt; zwischen beiden befindet sich ein großer, wahrscheinlich antiker Springbrunnen, der vor Zeiten zu Waschungen der Opfertiere und der Opferer dienen mochte und noch heute zu den gottesdienstlichen Reinigungen der Muselmänner dient. — Die Moschee ul Afsah hat ungefähr die Gestalt eines Kreuzes, dessen oberes Ende in einen halbkreisförmigen Vorsprung ausläuft; am unteren Ende befindet sich der Haupteingang. Kaum waren wir über die Schwelle, so ließ Hassan Bey zur Vorsicht das Thor hinter uns schließen.

Das helle und warme Sonnenlicht, durch die herrlichen großen Fenster Scheiben gedämpft und farblich gedrohen, verbreitete in dem weiten inneren Raum eine ganz eigenthümliche, aber der Schönheit dieser Architektur günstige Beleuchtung. Die Mauern und die zahlreichen Säulen mit Korinthischem Kapital glänzten in ihrer weißen Marmorbekleidung, auf welcher die kurzen Arabischen Inschriften durch die tiefe Schwärze ihrer kolossalen Buchstaben abstachen. Diese mächtigen Granit-Säulen, welche offenbar ehemals den christlichen Kirchen zu Jerusalem und Beistehen angehört haben; bewahren noch heute ihren großartig imposanten Charakter, trotz des orientalischen Ungechwacks, der ihren Schaft bunt und ihre Kapitale wunderlich grün angestrichen hat. —

Unweit des Einganges zeigte uns Hassan Bey ein Grabmal von einem eisernen Geländer umgeben; bei den Muselmännern gilt es für das Grab Aaron's, des Bruders Moiss. Am anderen Ende der Moschee war abermals ein heiliger Stein mit einer Fußspur darauf zu sehen; die Türken sagen, es sey die Fußstapfe Issah's, d. i. Jesu Christi. Nicht weit davon stehen zwei grüne Jaspis-Säulen so nahe neben einander, daß ein Mensch sich nur mit der größten Mühe zwischen ihnen durchschmiegen kann; die Zwams behaupten, wer hindurch könne, der sey vorher bestimmt für das Paradies. Auf dem Rückwege zum Eingang kamen wir an einer verborgenen Nische vorbei, worin ein dem Issah geweihter Altar steht. Auf diesen Altar, sagen die Gläubigen,

*) In Deutschland erscheinen gewöhnlich fast gleichzeitig mit dem Original jedes einzelnen Romans von Paul de Kock mehrere Uebersetzungen. Eine geschickte Auswahl der sämmtlichen belletristischen Werke in gelungener Bearbeitung lieferte die Kiegelsche Buchhandlung in Potsdam in 6 Bänden, zu denen Herr Ludw. Neustad eine Einleitung geschrieben hat.

wird der Prophet Zacharias am jüngsten Tage herabkommen, um sich der Frommen vor dem Gerichte Gottes anzunehmen.

Wir verließen die Moschee, zogen Schab und Stiefel wieder an, und der Gouverneur geleitete uns zu dem heiligen Stadtquartier hin; aus bis vor seine Wohnung. Hassan Bey, anscheinend ganz ruhig, ohne Gefolge, ohne andere Waffe als seinen Yatagan, ging uns durch die engen Straßen voran und ließ den Prinzen nicht von seiner Seite; sein Falkenauge spähte in allen Richtungen umher und schreckte einige Männer von wild verdächtigem Aussehen zurück, die uns unterwegs begegneten. Im Ganzen indes schien unser abenteuerlicher Besuch in der Moschee den Fanatismus der muhammedanischen Einwohnerlichkeit nicht gar zu sehr aufgebracht zu haben. Wir konnten noch an demselben Nachmittage, ohne Schutzwache und ungeführt, einen ziemlich langen Spaziergang machen durch das Thal Josaphat, auf den Delberg und den Berg Zion. Doch entschied sich der Prinz, auf Hassan Bey's freundschaftlichen Rath, seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt nicht unnötig zu verlängern. Am anderen Morgen früh verließen wir Jerusalem und nahmen unseren Weg gen Beirlehem. (Rev. Fr.)

P e r s i e n.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron F. von Kerff.

IV. Einzug in Teheran. — Krönung des neuen Schahs.

Wir verließen den neuen Schah vierzehn Werst vor Teheran, eine günstige Planeten-Conjunction erwartend, um in die Residenz zu ziehen. Endlich erschien der 9. Dezember 1833.

Im Lager war ein entsetzlicher Lärm; das Pugen der Pferde und der Gewehre hatte die ganze Nacht gedauert. Das Hin- und Herrennen, die lauten Gespräche, das Geschrei aller Arten von Thieren und das Geklirre von Ketten ließ uns kein Auge schließen. Kurz vor Sonnen-Aufgang verkündeten einige Kanonen-Salven den Rechtgläubigen, daß es dem Schatten Allah's gefallen habe, sein Ross zu besteigen. Man vergesse alle Europäische Bilder von fürstlicher Pracht und von unseren Feierlichkeiten bei Einzügen gekrönter Häupter in ihre Residenzen und höre — wie der Beherrscher des Reiches der Chosroer und Muschirwaner in seine Hauptstadt einzog. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: es eröffnete ihn eine kleine Abtheilung Reiterei, verfiel sich, irregulär, und Geschütz auf Kameelen; ihnen folgten Schnellläufer, die sich durch ihre helmähnlichen mit bunten Federn geschmückten Mützen auszeichneten; fast ganz nackte Peglewan's (Kämpfer), mit ungeheuren Stäben in der Hand, schritten in allerlei kühnen Wendungen einher und suchten mit ihren schweren Waffen durch die Luft; Seiltänzer in Jacken von schwerem Seidenstoff tanzten und sprangen auf alle mögliche Weise bei dem Schall der schreiendsten, ein Europäisches Ohr zerreißen den Musik; Fetroschi, die Persischen Gendarmen, mit unbeschreiblich langen Stöcken bewaffnet, schrien aus allen Kräften, um zu verkünden, daß der Schah sich näherte; ihnen folgten einige Pischchimet's (Kammerdiener) und zuletzt der Mirochor (erster Stallknecht), der eine reiche Satteldecke (Simpusch) von Tuch trug, die mit Gold, Silber und bunten Seide ausgefärbt und mit Edelsteinen bedeckt war. Jetzt erschien der Schah selbst! Man nehme blaue Brillen zur Hand, um die Augen vor Erblindung zu schützen. In ein Lichtmeer geklärt, welches den schönsten braunen Hengst der Welt umstrahlte, zeigte Muhammed-Schah sich den erstaunten Blicken der Rechtgläubigen. Er selbst war in einem einfachen Reifenzug gekleidet, dagegen hielt er in der rechten Hand eine kurze Peitsche, bestehend aus vier Reihen großer echter Peelen, an einem goldenen Stiel befestigt, auf welchem vier Diamanten, Smaragden und Amethysten das Gold kaum zu sehen war; der Sattel nebst Schabracke und das ganze Reitzeug waren ein wahres Wunder von Glanz und Pracht. Zur rechten und linken Seite Sr. Hoheit ritten die Europäischen Gesandten mit ihrem Gefolge. In einiger Entfernung hinter dem Schah zog ein Haufe von Prinzen, die Oheimen, Brüder und Neffen des neuen Herrschers; ihnen folgten einige der ersten Staats-Beamten; den Zug beschloß eine kleine Abtheilung Reiterei mit drei roten Fahnen. Zu beiden Seiten ritten des Schahs Gulami, um das Gedränge des Volks zurückzubalten, und theilten im Namen des Schahs theils milde Gaben, theils Peitschenhiebe unter Arme und Derwische aus.

Eine Aga'schi (eine Deutsche Meile) vor der Stadt begannen die Bewillkommungen. Zuerst erschienen zu beiden Seiten des Weges die Repräsentanten der Stadt-Bezirke; neben ihnen lagen mit gebundenen Füßen Kameele, Ochsen und Schafe. Als der Schah sich denselben näherte, schnitt man den Thieren die Köpfe ab und legte sie mit dem Ausruf „Kurbon!“ (Opfer) dem Gebieter zu Füßen. Derwische brannten in metallenen Schalen Wohlgerüche verschiedener Art, besprühten die Straßen und die Menschen mit Wasser und sangen ziemlich unbarmonisch, aber um so lauter, Hymnen zur Ehre Allah's, dessen himmlischer Gnade sie Muhammed-Schah empfahlen. Diese Derwische machten einen seltsamen Eindruck auf mich; ihr unordentliches Kostüm, ihr wirres, im Winde fliegendes Haar, ihre wilden Laute, das geheimnißvolle Wesen, in das sie sich hüllten, Alles zusammen wirkte bestig auf die Einbildungskraft. Ich sah dort einen sich umdrehenden Derwisch, der aus fernen Landen gekommen war und unwillkürlich an ein berühmtes Spektakelstück erinnerte, das man einmal auf dem Petersburger Theater gab und in welchem Herr Dur die Rolle eines ähnlichen Narren spielte.

Die Vorsteher der Konimanenschaft und alle angesehene Bewohner der Stadt kamen auch Sr. Hoheit entgegen; als sie sich dem Schah näherten, stiegen sie vom Pferde und verbeugten sich tief; auf ein von ihm gegebenes Zeichen setzten sie sich wieder auf und schlossen sich

dem Zuge an. An einer Seite des Weges standen die Musikanten der Stadt und beläuteten unsere Ohren durch das furchtbare Getöse ihrer langen Posaunen. Unter den Mauern der Stadt war reguläres Fußvolk und Geschütz aufgestellt. Der Schah ritt ihre Fronten entlang und dankte den Soldaten für die Mühseligkeiten, die sie auf dem Marsche von Tabris ausgestanden hatten; die Soldaten, die dergleichen in ihrem Leben nicht gehört hatten, antworteten mit Enthusiasmus, daß sie bereit wären, ihre Köpfe dem jungen Monarchen zu Füßen zu legen. Nachdem der Schah darauf längs der Stadtmauer hingeritten war, begab er sich in den außerhalb der Stadt, jedoch ganz in der Nähe liegenden Palast Nigarisian (Belvedere). Er gehört zu den Sommerwohnungen des Schahs und zeichnet sich durch zwei Säle aus; in einem derselben sind auf den Wänden die Bildnisse der Söhne Fetih Ali Schah's gemalt, und in dem anderen enthalten drei Wände folgende Gemälde: die Mittelwand stellt Fetih Ali Schah mit der Krone und im vollen Herrscherschnuck auf dem Throne sitzend dar; um ihn her sieben seine Söhne und die vornehmsten Reichsbeamten; auf den beiden anderen Wänden sieht man eine Menge Gestalten in verschiedenen Asiatischen Trachten und vier oder fünf Europäer, es sind die Gesandten mehrerer Mächte mit ihrem Gefolge, die sich am Hofe des verstorbenen Schahs befanden. Unter den Europäern befinden sich die Bildnisse von Malcolm, Sir Gore Duseley und Morier, der in seinen Schriften (Hadschi Baba etc.) eine so unterhaltende Schilderung von den Persern und dem Schah geliefert hat. Von einer Ähnlichkeit der Bildnisse kann, wie es sich von selbst versteht, keine Rede sein; dafür aber ist die Malerei ganz erstaunlich schön. Alle Europäer tragen dreieckige Hüte, Uniformen nach altem Französischen Schnitt und rote Strümpfe. An Morier hat sich der Maler für allen Spott über Persien bitter gerächt, indem er ihm so krumme Beine gab, als hätte er so eben die Postkade erhalten. In diesem Saal war der Thron errichtet, den Mubamed, die Brust und die Arme mit Brillanten und Perlen und das Haupt mit einer kleinen Krone geschmückt, besaß und einnahm. Zu seinen Seiten befanden sich die Gesandten Rußlands und Englands mit ihrem Gesandtschafts-Personal; hinter dem Throne hielt der Eunuch und Minister des Innern, Manutschar-Eban, den Säbel Sr. Hoheit, und ein anderer Eunuch, Ebofrew-Eban, den Schild. Mit Ausnahme dieser Personen befand sich im Saale selbst Niemand; den nach dem Garten hinausgehenden Fenstern gegenüber standen zunächst um das Bassin herum die Prinzen von Geblüt, etwas weiter der Kaimakam, der Wesir, unser alter bekannter Assiu Do Ulet, „der Reichs-Salomon“, viele Musfluß's u. s. w.

Nachdem Jeder seinen Platz eingenommen hatte, trat aus der Menge ein Molla hervor und sprach ein kurzes Gebet für den jungen Gebieter; ihm folgte der Hof-Poet und las eine unendlich lange Ode zu Ehren Muhammed's ab, in welcher er Letzteren mit Sonne, Mond, Sternen und Gott weiß, womit sonst noch verglich; unglücklicherweise kann ich keine Uebersetzung vorlegen, weil ich das Original nicht besitze. Der Schah, ermüdet von der Reise und von der auf ihm ruhenden Juwelenlast, konnte es nicht länger aushalten, und der Selam (das Leber) hatte ein Ende. Alles begab sich nach Hause zu seinen Tabackspfeifen. Der woblriechende Dampf des Tabacks von Schiras wallte um alle Nasen der Staatsbeamten von Iran; nach einer solchen Ceremonie ist es ein wahrer Genuss; ich weiß es aus eigener Erfahrung.

Ueber die ersten Tage meines Aufenthaltes in Teheran kann ich nichts besonders Interessantes sagen, weil ich nichts sah als das Haus des Englischen Gesandten, in welchem Asiatische Bequemlichkeit und Englischer Comfort sich auf das glücklichste vereint fanden.

Nach Verlauf einiger Tage ward ich mit noch einigen anderen Europäern zum Mittagmahl bei Hussein Ali Eban, einem Oheim des Schahs Muhammed, eingeladen. Das Mahl sollte um sieben Uhr Abends stattfinden. Es war Winter und um die Mitte Decembers; wiewohl es nicht frost, so war es doch um sieben Uhr schon dunkel, und wir mußten einige Polizeidiener mit an langen Stangen gebundenen Fackeln nehmen, um die Straßen zu erleuchten; außerdem begleiteten uns noch Leute mit ungewöhnlich großer Laternen. Nachdem wir auf diese Weise einen beträchtlichen Theil der Stadt zurückgelegt hatten, erreichten wir das Haus Sr. Excellenz Hussein Ali Eban's. Der würdige Mann kam uns entgegen und führte uns in die zu unserer Aufnahme bestimmten Zimmer. In einem großen mit Gold und leuchtenden Farben ausgemalten und mit kostbaren Teppichen geschmückten Saale war für uns an der Seite ein Tisch nach Europäischer Weise gedeckt; in der Mitte lag für die Perser, statt des Tischtuches, ein großer Kaschmir-Schawl ausgebreitet, auf welchem drei große Leuchter mit dicken und schiefen Talglütern standen. Bis der erste Akt begann, d. h. bis die Tabackspfeifen gebracht wurden, suchte der Wirth uns mit allen möglichen Sorten von Komplimenten zu bewirthen, was übrigens nicht lange dauerte, weil man sich beeilte, die Pfeifen zu reichen. Alles schritt zum Rauchen, wie zu einer Sache von Wichtigkeit, die Komplimente hatten ein Ende, und wir erkannten, daß Alles in der Welt, sogar der Ruhm, nichts als Rauch ist. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit brachte man uns einige große Schüsseln mit verschiedenen ziemlich bitteren Süßigkeiten, die größtentheils aus einer Mischung von Mehl, Schaffett und Zucker bestanden. Dieser Akt währte indessen nicht lange; den Süßigkeiten folgten bald wieder die Pfeifen, die man uns in den Mund steckte; aufs neue ward Alles wieder zu Rauchen, die Komplimente des Hausberren mit einbegriffen. Dann brachte man in kleinen Tassen lieblich duftenden Mokka-Kaffee ohne Zucker, worauf abermals das Rauchen an die Reihe kam, gefolgt von schlechtem und so stark veräufertem Thee, daß er fast Sdrup geworden war. Damit schloß die Einleitung zur Mahlzeit. Nach einem kurzen Zwischenakt begann ein bedeutendes Essen, und woraus dieses bestand, soll in nachfolgendem erklärt werden.

Wie Kameele beladen, traten Diener mit Brodten herein, die so flach wie Eierkuchen waren und wovon sie Jedem eine Portion reich-

ten, mit der man einen Menschen eine ganze Woche lang hätte satt machen können. Die erste Schüssel bestand aus Schafläse, Zwiebeln, Radiesern, wohlriechenden Kräutern u. s. w. Dann kamen verschiedene Eierspeisen; Sosbaschi, Suppen; Fissindshann, süßsaure Saucen aus Fleisch, Mandeln, Rosinen u. s. w.; Kebab, gebratenes Fleisch; Pilaw's, Reispeisen mit Fleisch, Rosinen, Saffran und Mandeln. Zum Beschluß brachte man mehrere ganz und gar am Spieß gebratene Lämmer mit Köpfen und Füßen auf den Tisch, was wegen der Ähnlichkeit eines solchergestalt gebratenen Lammes mit einer Kage eben nicht sehr appetitregend war. Auf unserem Europäischen Tisch zählte ich 99 Schüsseln; ob dieses eine symbolische Zahl war, wie die 99 Benennungen Allah's, weiß ich nicht; man kann aber aus derselben abnehmen, in welcher Menge und Mannigfaltigkeit Alles gereicht wurde. An Wein und Scharbet mangelte es nicht, und die Rechtgläubigen tranken oft genug aus Berschen statt des Scharbet Wein und wälzten alle Sünde auf uns Ungläubige.

Nach beendigter Mahlzeit und der gebräuchlichen Waschung traten Musikanten und Tänzer ins Zimmer. Die Instrumente, die unser Ohr ergötzen, waren Surna's, eine Art von Violinen mit drei Saiten, dann eine Art von Zimbeln und Trommeln und Trompeten von allen möglichen Größen. Unter den Musikanten befand sich ein berühmter Sänger, Molla Kerim, ein Hünsling des verstorbenen Feih Ali Schah; nachdem er gehörig getrunken, unterhielt er die Gesellschaft mit lustigen Gesängen, von denen einige an unsere National-Lieder erinnerten; sie sind aus Phrasen zusammengesetzt, von denen jede einzelne in sich abgeschlossen ist, die aber alle zusammen genommen in keiner Verbindung mit einander stehen und keinen Kollektiv-Gedanken ausdrücken.

Zuletzt fiel es unserem Wirth ein, uns mit Tänzen zu regalisieren. Diese Idee war keine sehr glückliche, weil der Persische Tanz, anstatt zu erheitern, nur Langeweile macht. Die Pantomime, der Hauptbestandtheil desselben, ermangelt aller Grazie und besitzt nicht einmal jenen wilden Charakter, der uns in den Belustigungen ungebildeter Völker bisweilen interessant wird. Wir erschienen diese Sprünge als eine Erniedrigung der Menschheit. Nach beendigten Tänzen gaben alle Anwesende den Darstellern einige Dukaten, und darauf ging die Gesellschaft um Mitternacht aus einander, woraus man ersehen kann, daß die Mahlzeit mit allem Zubehör ganze fünf Stunden gedauert hatte.

Wer kein eigentlicher Kunstkenner ist, wird in den Asiatischen Gebäuden nichts Anziehendes finden; man muß die Architektur genau kennen, um eine besondere Art von Schönheit in diesen Palästen und Tempeln zu gewahren, die dem gewöhnlichen Beschauer, der seine Begriffe auf die Formen beschränkt, die er in seiner Heimat sah, als höchst geschmacklose Produkte erscheinen. In dieser Beziehung muß man den Palast des Schahs betrachten; hier sieht man die Asiatische Kunst in ihrer höchsten Vollendung — für Eingeweihte, und als Mißgeburten — für diejenigen, die sie nicht begreifen. Uebrigens läßt sich nicht dagegen streiten, daß die Asiaten, namentlich die Perser, es nicht verüben, das Innere ihrer Häuser mit gleichem Schabheitsinn in allen Theilen einzurichten und den Abstand zwischen Luxus an einer Stelle und Schmutz an einer anderen zu fühlen. Dieses Gemisch von Reichtum und Armuth beleidigt ein an dergleichen Abwechselungen nicht gewöhntes Auge. Als Beispiel dient der Saal, in welchem sich der berühmte Pfauenthron, Tachtitau, befindet. Diesen Thron soll Nadir Schah auf einem seiner Züge nach Indien von dort mitgebracht haben; er ist ganz mit Goldblech beschlagen und dergestalt mit Diamanten, Smaragden und Amethysten besetzt, daß sein Werth sich gar nicht schätzen läßt; die Teppiche in diesem Saal sind prachtvoll und noch außerdem an den Seiten mit kostbaren Showls bedeckt. Man werfe aber nur einen Blick auf die Thüren — kaum halten sie sich in ihren Angeln, und die zu diesem Saal führende Treppe — sie ist schief und will zusammenfallen. Einer der Säle im Palast ist seltsam möblirt: die ganze Diele ist von Porzellan- und Glasgefäßen bedeckt, die von Europäern geschenkt wurden; Ibskannen, Tassen, Karaffen, Kaffeekannen, Saucieren stehen bunt durch einander da; man hat nur leere Stellen zum Durchgehen und einen kleinen Raum noch gelassen, wo Feih Ali Schah saß, um Besuch zu empfangen. Der Speiseaal für den Sommer ist sehr fein ausgedacht: an der Decke ist ein ungeheurer aus Leinwand genähter Fächer angebracht, der durch Stricke von zwei Dienern in Bewegung gesetzt wird; der dadurch erzeugte Luftzug erfrischt das Zimmer.

Die für Tadschi Do Uletschi, die vornehmste Gemahlin Feih Ali Schah's, bestimmte Abtheilung des Palastes wird in Teheran für das schönste Werk in der Welt gehalten. Sie ist auch in der That gar nicht übel.

Doch es ist Zeit, wieder zum neuen Schah zurückzukehren. Seine Erholung vom Marsch und vom Ceremoniell war nicht die ungesündeste, und im Schlaf sogar beunruhigte den Besitzer der Residenz der Ungesundheit der Besitzer von Masanderan und Schiras, von denen Jeder sich Schah und gesetzmäßiger Erbe des Thrones von Iran nannte. Mull-Ara indessen, der Schah von Masanderan, ließ nicht lange auf sich warten; er zog in Erwägung, daß seine Macht sich mit der Mubamed-Schah's nicht messen könne, und beschloß daher, ein zu Nichts führendes Blutvergießen, vergebliche Kosten und seinen fast unvermeidlich scheinenden Untergang sich zu ersparen und das Knie vor dem Sohne Abbas Mirza's zu beugen. Mull-Ara, seinen ehregeizigen Plänen entsagend, erschien in Teheran mit tiefen Verneigungen vor Er. Hoheit. Es versteht sich von selbst, daß er sich unschuldig und unwissend anstellte. Des Vergangenen mit keiner Silbe erwähnend, nannte er sich den allerunterbänigsten Sklaven „des Königs der Könige“, und Mubamed-Schah stellte sich, als glaube er seinen Worten. Man sagte zugleich, daß Mull-Ara um Beweise seiner Aufrichtigkeit dem Schah eine Menge kostbarer Geschenke überreicht habe.

Selli-Sultan, der geprügte Schah von Teheran, und sein Wesir saßen unterdessen in Gefangenschaft. Der Kaimakam, Mirza Abul Kassis,

benutzte diese Zeit. Da Niemand den wahren Verlauf der Kasse der verstorbenen Schahs kannte, so verhörte der Kaimakam den Wesir Selli's, ob er die Gelder Feih Ali Schah's nicht mit seinem Gebieter getheilt und wo er sie verborgen habe? Der alte Wesir schwur auf das Heiligste, daß nur eine Kleinigkeit gefunden und diese unter verschiedenen Personen vertheilt worden sey. — „Wer sind diese Personen?“ — „Die und die.“ — „Gut.“ — Alle diese Leute wurden vorgefordert und sollten die von dem temporären Monarchen empfangenen Summen zurückzahlen. Einige thaten es ohne Umstände, Andere wurden dazu gezwungen. Die Sache schien abgemacht; aber der alte Fuchs, der Kaimakam, selbst von hinterlistigem Charakter, glaubte nicht, daß der Wesir ihm die ganze Wahrheit gesagt habe. Keine Schwüre und Versicherungen vermochten ihn davon zu überzeugen, und er schritt zur Folter. In den Dezember- und Januar-Nächten, wo die Kälte in Teheran bis auf neun und mehr Grade steigt, ließ er den unglücklichen Wesir auf den Hof führen und mit kaltem Wasser begießen, um das gewünschte Geständniß zu erlangen. Das Resultat dieses Wasser-Verhörs ist mir nicht bekannt geworden.

Während diese Martir-Scenen vor dem Gefängniß Selli-Sultan's stattfanden, nahte die Zeit der Krönung Mubamed-Schah's. Der dazu bestimmte Tag wurde mehreremal angelegt und wieder verlegt. Endlich erfuhr Selli-Sultan, der in strenger Haft saß und nur die Erlaubniß hatte, im inneren rings von hohen Mauern umgebenen Hofe freie Luft zu schöpfen, daß sein Neffe am 19. Januar gekrönt werden sollte. Die Gefängnißluft hatte ihn seine schwächliche Regierung, seinen Haß gegen den Nebenbuhler vergessen gemacht, und der stolze Ehrstichtige ward plötzlich ein niedriger Schmeichler. Er erbat sich von Mubamed-Schah als eine Gnade, als eine Glückseligkeit, die Erlaubniß, der Krönung mit beizubohnen zu dürfen. Den Schah setzte diese Bitte Selli-Sultan's in Erstaunen; er konnte nicht begreifen, welchen Genuß dieser Mann in seiner Erniedrigung finden konnte. Indessen ward ihm die Erlaubniß erteilt.

Die Krönung des Schahs fand im großen Palast, in dem sehr großen Thronsaal mit dem nämlichen Ceremoniell statt, wie bei dem Leher in Rigaristan, nur mit dem Unterschiede, daß das Publikum viel zahlreicher war. Während derselben wurden beständig Kanonen gelöst, und Selli-Sultan sah ein amateur zu, wie die seinem Haupte entrißene Krone seinem Feinde aufgesetzt wurde. Die traurigste Figur in der ganzen Versammlung spielend, stand er in der größten Seelenruhe da, ohne segar von der Verachtung Notiz zu nehmen, die sich auf den Gesichtern aller Anwesenden aussprach; sein Antlitz zeigte nichts als vollkommene Ergebenheit für den, der auf seinem Throne saß.

Die Krönung Mubamed's ward durch einige Gnadenbezeugungen bezeichnet — durch Ertheilung von Gewändern, Säbeln, Löwen- und Sonnen-Orden, Ehrenämtern u. s. w. Aber eine Frage blieb noch unentschieden: was wird Schiras, die reichste und blühendste Provinz Persiens, dazu sagen, und welches sind die Gesinnungen ihrer Verwalter Hussein Ali Mirza und Hassan Ali Mirza, Sobne Feih Ali Schah's? Von dort hatte man keine erfreuliche Berichte: die unregelmäßigen Verhältnisse zwischen Teheran, Jeyaban und Schiras dauerten noch immer fort; die Bachtaren und Schachewenen plünderten nach wie vor Reisende und Karawanen. Alle schriftliche und mündliche Ermahnungen von Seiten Mubamed-Schah's an die Verwalter von Schiras führten zu nichts; man mußte zu wirksameren Mitteln schreiten, Truppen senden und die Unterwerfung mit Gewalt erzwingen. Wem sollte das Kommando der aktiven Armee übertragen werden? Versteht sich, dem Sir Henry Pottinger! Sir Henry hüllte sich in seinen Kriegesgeschmuck, zog seine Kanonen-Schiefeln mit goldenen Sporen und seine Kürassier-Handschuhe an, setzte seinen Hut mit bunten Federn auf, bestieg sein Ross und führte sein unbesiegtes Heer zu Sieg und Ruhm. Für den Fall eines glücklichen Erfolges begleitete ihn der Eunuch Monutschar-Chan mit dem Auftrage, nach Unterwerfung der Prinzen Hussein und Hassan die Verwaltung von Schiras zu übernehmen. Hussein fürchtete man nicht sehr; er hatte den Ruf eines unbedeutenden und charakterlosen Menschen; aber Hassan war ein mächtiger und gefährlicher Gegner.

Nord-Amerika.

(Red-Jacket, der Indianer-Häuptling.)

Der unter dem Beinamen Red-Jacket (Rothjacket) bekannte und berühmte Häuptling des Stammes der Seneca's war ein beständiger Feind der Europäer. Seine Nation war seine Gottheit; für ihren Ruhm und ihre Selbstständigkeit zeigte er sich immer thätig. Er haßte die christlichen Missionäre, weil er stets geheime Anschläge auf das Land und die Unabhängigkeit der Seneca's fürchtete. Er fühlte zugleich, daß derselbe ausländische Einfluß, welcher dahin abzwerte, seinen benachbarten Stamm an civilisirte Sitten zu gewöhnen, sein ganzes politisches System nothwendig umgestalten mußte; und hoffte demnach, seinen Stamm dadurch unverehrt zu erhalten, daß er die Indianer von den Weißen absonderte hielt, während die Missionäre vielmehr eine Amalgamirung und religiöse Vereinigung beider Theile erstrebten. Während man dem Heidenthum entgegenarbeitete, untergrub man die Nationalität des Stammes. In der Wildniß, fern von den weißen Männern, durften die Indianer dem Wilde nachjagen und ein selbstständiges Volk bleiben; allein das Gebiet, das man ihnen ließ, war kleiner, als die kleinste Grasschaft in New-York. Dabei waren sie von einer wachsenden weißen Bevölkerung umgeben, die es sehnlich nach ihrem Ländchen gelüßte, und die ihrem Jagdrevier enge Grenzen setzte, indem sie das Ackerland bis zu der Demarcations-Linie ausdehnte.

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werke History of the Indian Tribes of North-America (Geschichte der Indianer-Stämme Nord-Amerika's). Von Thomas Mackenney. London. Erster Band.

Hirsche, Büffel und Elenthiere waren verschwunden. Dem Systeme Red-Jacket's gemäß, hätte sein Volk ihnen nachziehen sollen; gleichwohl blieb er, aber er weigerte sich, die Institutionen und Beschäftigungen anzunehmen, die allein noch seinen Stamm vor einer frühen und schwächlichen Ausrottung bewahren konnten.

Man muß aber auch gesehen, daß die Missionaire ihrem Berufe nicht immer gewachsen sind: es fehlt ihnen oft eben so an Talent, als an Kenntnissen, oder sie zeigen einen über berechneten, an Fanatismus gränzenden Eifer. Der Landesprachen unkundig und gendigt, auf Dolmetscher sich zu verlassen, die vom Christenthum nichts wußten, brachten sie ihren Zuhörern nur allzu oft ganz andere Eindrücke bei, als ihre Absicht gewesen war. „Was habt Ihr ihnen denn gesagt?“ fragte ein Missionair den Dolmetscher, der seine Rede eben übersezt hatte. — „Ich sagte ihnen, Ihr hättet von dem Großen Geiste eine Botschaft an sie.“ — „Das war nicht der Inhalt meiner Predigt“, versetzte der Missionair im Tone des Unwillens; „sagt ihnen, ich sey gekommen, um den einzigen wahren Gott und ein künftiges Leben zu verkünden!“ Der Dolmetscher gebrachte. „Nun, was habt Ihr jetzt gesagt?“ — „Ich habe gesagt, daß Ihr ihnen von Manito und dem Lande der Geister etwas erzählen wollt.“ Der Prediger wußte vor Aerger nicht mehr, was er entgegen sollte, und gewiß hat noch mancher Missionair mit seinen salbungsvollen Ermahnungen ein ähnliches Schicksal.

Es giebt aber noch eine andere Ursache, die den Europäischen Civilisations-Plänen hemmend entgegentritt: die Gränzen werden beständig von einer Art Abenteurern heimgesucht, deren Projekte durch die Unwissenheit der Indianer am besten gefördert werden; diese Leute lassen sich's eifrig angelegen seyn, diejenigen in Mißcredit zu bringen, welche an der Wohlfahrt des unglücklichen Stammes arbeiten wollen.

Der Stamm der Seneca's zerfiel mit der Zeit in zwei Parteien, die christliche und die heidnische. Im Jahre 1827 waren die Christen zahlreicher; und Red-Jacket wurde durch Ratbs-Beschluß seiner Würde als Häuptling, die er seit dem Siege über Corn-Plant bekleidet, förmlich verlustig erklärt. Diese Entscheidung trübte ihn tief, und er reiste nach Washington, um bei dem Großen Vater (dem Präsidenten) darüber Klage zu führen. In Washington wendete er sich zuerst an den Obersten Mackenney, der das Bureau der Indianischen Angelegenheiten leitete. Dieser Beamte war durch seinen Agenten von Allem, was unter den Seneca's sich zugetragen, wohl unterrichtet. Nach dem gewöhnlichen Händedruck hob Red-Jacket also an: „Ich habe meinem Vater etwas zu sagen.“ — „Und ich“, antwortete der Oberst, „habe Dir auch etwas zu sagen; dies will ich zuerst thun und alsdann Dich anhören.“ Der Oberst erzählte nun Alles, was zwischen beiden Theilen sich ereignet hatte, und vergaß dabei keinen der einzelnen Umstände, durch deren Zusammenwirken die offene Feindschaft entstanden war. Er suchte den Red-Jacket zu überzeugen, daß Nachgiebigkeit und Duldsamkeit von seiner Seite ihm die Würde und Macht eines Häuptlings gesichert haben würden. Als Mackenney seine Rede schloß, wendete sich Red-Jacket, dessen scharfer und forschender Blick die ganze Zeit über auf dem Sprecher geruht, gegen den Dolmetscher und sagte, mit dem Finger nach den Wohnsitzen seines Volkes deutend: „Unser Vater hat ein langes Auge bekommen!“ Dann schritt er zur Vertheidigung seiner Handlungsweise und leerte die Schale seines Grimms auf die Schwarzköpfe (Missionaire) aus.

Man kam endlich überein, daß Red-Jacket nach Hause gehen und in einer zu diesem Zwecke berufenen Versammlung erklären sollte, er wolle die Streitart vergraben und seinen christlichen Stammesgenossen die Ausübung ihrer Religion nicht verwehren. Er that dies, indem er zugleich für sich und einige Gleichgesinnte um das Privilegium nachsuchte, dem Glauben der Väter treu bleiben zu dürfen. In Folge dieser Erklärung wählte man ihn einmüthig wieder zum Häuptling, und er behielt diese Würde bis an seinen bald nachher erfolgten Tod.

Was diesen ausgezeichneten Wilden hauptsächlich gegen das Christenthum einnahm, war die moralische Verworfenheit so vieler Weißen in seiner Nachbarchaft. Einst beantwortete er einen Vorschlag zur Gründung einer Mission bei seinen Stammesgenossen mit folgenden merkwürdigen Worten: „Eure Rede ist schön und gut; Ich aber gebe Euch diesen Rath: gebt und versucht einmal Euer Belehrungswerk ein Jahr lang in der Stadt Buffalo; die Weißen dort bedürfen der Schwarzköpfe mehr als wir. Ist es Euch nach Ablauf eines Jahres gelungen, sie besser zu machen, dann kommt und predigt auch hier; es soll Euch unverwehrt seyn.“

Ein Reisender, der den Red-Jacket im Jahre 1820 sah, beschreibt ihn als einen Mann von ungefähr sechzig Jahren. Sein Wuchs war nicht hoch, aber seine Haltung gerade; er hatte eine edle Gesichtsbildung, ein schönes Auge und eine hohe gewölbte Stirn. Sein Anzug bestand aus einem blauen Jagdhemde, blauen Strümpfen, sehr zierlichen Moccasins; einer rothen Jacke und einem Gürtel von derselben Farbe. Die erste Frage, die er an den erwähnten Reisenden richtete, war: „Seyd Ihr ein Spekulant, ein Scheriff, oder ein Schwarzvogel?“ Als dieser ihm bemerkt hatte, er käme nur, um seine Bekanntschaft zu machen, wurde Red-Jacket zutraulich und eröffnete ihm seine Gedanken über allerlei Dinge mit großer Offenheit. Er sagte unter Anderem: „Ich bezweifle nicht, daß das Christenthum für die Weißen gut seyn mag; aber die rothfarbigen Leute sind eine andere Race und bedürfen einer anderen Religion. Ich glaube gern, daß Jesus Christus ein wackerer Mann gewesen, und daß seine weißen Mörder die Höllestrafe verdienen; aber die rothen Leute sind an diesem Verbrechen ganz unschuldig gewesen. Der Erlöser ist nicht uns geschickt worden, die Bibel eben so wenig, und die Bäkung der Sünden ist nicht für uns geschrieben. Hätte der Große Geist auch die rothen Leute zu Christen erkoren, so würde er ihnen, wie den Weißen, eine Offenbarung

gemacht haben; nun aber dies nicht geschehen ist, steht man deutlich, daß er sie beim Glauben ihrer Väter lassen wollte.“

Red-Jacket bemühte sich, so lang er lebte, vergebens, die Unabhängigkeit seines Stammes zu erhalten. Seine Grundsätze und Meinungen blieben bis zum letzten Athemzuge unerschüttert, seine Geisteskräfte ungeschwächt. Wie alle Indianer, liebte er berauschende Getränke, denen er bei mancher Gelegenheit sogar übermäßig zusprach, obgleich er im Ganzen sehr einfach und enthaltsam lebte. Seinen Tod süßte er ein paar Monate vorher, und er spielte oft mit der Ruhe eines Weisen darauf an. Er besuchte alle seine liebsten Freunde, Einen um den Andern, in ihren Hütten und unterhielt sich mit ihnen auf die eindringlichste und rührendste Art von dem Zustande seines Volkes. „Bald werde ich Euch verlassen“, sprach er; „wenn ich todt bin und Ihr meine Warnungen nicht mehr hört, so werden die weißen Männer mit ihrer List und Habsucht obliegen. Viele Winter hindurch habe ich dem Sturme Trost gebeten; aber nun bin ich ein alter Baum, der nicht ferner stehen kann. Meine Blätter sind abgefallen, meine Zweige verwitert, und jedes Kästchen schüttelt mich. Bald wird mein alter Stamm daniederliegen und der Fuß unserer triumphirenden Feinde lech darauf treten; denn ich hinterlasse Keinen, der einen solchen Schimpf von uns abwehren könnte. Glaubet nicht, daß ich um meinetwillen bekümmert bin; ich gebe zu den Geistern meiner Väter, wo kein drückendes Alter mehr ist; aber mein Herz blutet, wenn ich meines Volkes gedanke, das bald nach allen Richtungen zerstreut und auf immer vergessen seyn wird.“ Dann gab er genaue Anweisung, wie man über seine häuslichen Angelegenheiten verfügen und ihn beerdigen sollte. Seinen letzten Willen in Betreff der Beerdigung wiederholte er auf seinem Sterbelager. „Begrabt mich“, sagte er, „an der Seite meines Weibes und sorgt dafür, daß die Leichenfeier dem Herkommen unseres Volkes angemessen sey. Hüthet mich in ein Gewand, wie es meine Väter trugen, damit ihre Geister sich freuen, wenn ich kommt. Laßt ja durch keine Weißen mein Grab machen; gestattet nicht, daß sie mich bis ins Grab verfolgen!“ Er starb am 20. Januar 1830. Mit ihm verloren die Seneca's die letzte Stütze ihrer Nationalität.

Der in der Gegend residirende Missionair nahm Red-Jacket's Leichnam und ließ ihn christlich bestatten — ein Verfahren, durch welches er hinlänglich bewies, daß er weder den Willen eines Sterbenden zu ehren, noch die Gesühle der Indianer, die bei der Feierlichkeit unthätige Zuschauer seyn mußten, zu schonen verstand. So früh schon trat der Fuß der weißen Männer auf den Staub des großen Häuptlings, wie er selber mit prophetischem Geiste vorhergesagt hatte!

Mannigfaltiges.

— Chateaubriand. Der Russische General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky erzählt in seinen interessanten Memoiren aus der Zeit des Wiener Kongresses und der beiden Feldzüge in Frankreich*) folgende zur Charakterisirung des genannten Französischen Schriftstellers besonders geeignete Anekdote: „Als sich der Kaiser Alexander im Jahre 1814 in Paris befand, war das Sprechzimmer des Kaiserlichen Generalstabs-Chefs täglich von Leuten angefüllt, die Gesuche an den Kaiser zu richten hatten. Unter denselben befand sich auch ein Mann, der, indem er zu mir herantrat, die Vermuthung gegen mich aussprach, daß mir vielleicht sein Name nicht ganz unbekannt seyn dürfte. Es war der berühmte Chateaubriand. Er setzte mir den Gegenstand auseinander, der ihn eigentlich vergeführt habe, und schloß seinen Vortrag mit der Bitte, daß ich ihm doch aus Rücksicht auf seine unbegrenzte Ergiebigkeit für den Kaiser ein Andenken an denselben auswirken möchte. Ich bat den Herrn Vicomte, sich darüber etwas deutlicher zu erklären, und nach vielerlei Redensarten und Wendungen betheuerte er endlich: „La moindre décoration russe me rendra heureux.“

— Theater im Elsaß. Die sogenannte kleine Welt in Straßburg, Colmar und Mühlhausen geht zwar vorzugsweise ins Theater, wenn Französisch gespielt wird, aber gedrängt voll und von lebendiger Theilnahme an den Vorstellungen durchdrungen ist der Schauplatz nur dann, wenn die Deutschen Schauspieler hinkommen. Lust und Leben athmen wir ja nur mit der Muttersprache so recht in vollen Zügen, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß die ibrlichen Elsäßer ihr kräftiges Deutsch als Muttersprache aufgeben. Im Winter lassen sich die Straßburger von einer Französischen Truppe unterhalten, aber nach Ostern hält die Deutsche Schauspieler-Gesellschaft des Herrn Hehl aus Basel ihren Einzug, und diese macht dann in der dem Theater ungünstigeren Jahreszeit in der Regel viel größere Einnahmen, als ihre Vorgängerin. Den meisten Zulauf haben die Dpern und die Wiener Lokal-Possen, deren Witz häufig aus dem Oesterreichischen in den Elsässischen Dialekt übersezt werden. Weniger Anklang findet das höhere Drama, das eben ausschließlicher an die gebildeten Stände sich richtet, die jedoch mitunter läppisch genug sind, sich ihrer Deutschen Abkunft zu schämen, und daher auch oft von der Deutschen Literatur weniger wissen, als die Französischen Franzosen, ihre Halbbrüder in Paris. In Mühlhausen, wo Herr Hehl mit seinem ziemlich starken Personale ebenfalls einige Vorstellungen gegeben, haben besonders Beethovens „Fidelio“ und „des Adlers Horst“ (von Gläser) sehr gefallen. Aber auch selbst die Auber'schen, Boieldien'schen und andere Pariser Dpern hört man dort von den Deutschen Sängern und ihren kräftigen Ebdren viel lieber, als von den schwachen Stimmchen der Franzosen.

*) Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815. Von dem ehemaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers Alexander, A. Michailowsky-Danilewsky, General-Lieutenant und Mitglied des Senats. — In Riga und Dorpat sind von diesem Werke Deutsche Uebersetzungen angekündigt worden.